

Traurige Weihnacht

sein und sie mit Kostümen von heidnischen Eingeborenen, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen und dergl. derselben auf Gegenrechnung zu versehen. Ich tat es und sammelte für sie und brachte es mit der Zeit zu einer ziemlich anständigen Ausstattung. In Flagstaff, bevor ich die Sachen für Amerika einpackte, hatte ich noch eine Ausstellung derselben, die allgemein Verwunderung erregte, und dann kam das Unglück. Die Sachen waren verpackt und zum Eisenbahn-Motorbus zur Weiterbeförderung abgeliefert, als vor dem Abgang desselben während einer sehr stürmischen Nacht im Motorbus Feuer ausbrach durch die Unvorsichtigkeit einiger Eingeborenen, und alles in den Flammen vernichtet wurde. Ich berichtete den Unfall sofort an den Sekretär der Universität und erhielt dann von ihm die Mitteilung, daß die Museums-Verwaltung den ganzen Schaden auf sich nehmen wolle. Zugleich lag dem Briefe ein ansehnlicher Scheck bei als Schmerzensgeld für meine Bemühungen und Enttäuschung. In der Folge machte ich eine Eingabe auf Schadenersatz an den System-Manager der S. A. R. & S. in Durban und legte einen materiellen Kostenanschlag meiner Forderung von 27,10 Dollar bei, die mir widerstandslos ausbezahlt wurden. Dem Museum schickte ich dann, da die Verwaltung sich weigerte, diesen Betrag anzunehmen, andere, jedoch minderwertigere Sachen zu, da es mir unmöglich war, in kurzer Frist mehr zusammenzubringen.



Traurige Weihnacht

Nach dem Englischen. Aus „Wolken und Sonnenschein“. Von P. J. Spilmann.
Nachdruck verboten!

Zwei Schwestern

Die letzten drei oder vier Jahre ist es mit Martin Lader gewaltig bergab gegangen. Die Sache war offenkundig; alle Nachbarn redeten davon: die Frauen mit lauter Entrüstung, die Männer halb ärgerlich, halb mitteilidig. Schlechte Gesellschaft hatte ihn auf schlechte Wege gebracht, und schade war es um ihn! Keinen besseren Burschen gab es früher, und nie hat ein Schreiner den Hobel geschickter geführt als Martin Lader. Aber er liebte nun einmal das Wirtshaus und das Trinken. Schlimm, sehr schlimm; es ließ sich nichts dagegen tun; man mußte das Ding gehen lassen, wie es eben ging.

Die Nachbarn schüttelten die Köpfe und schauten Lader traurig nach, wenn er durch die Straßen nach Hause wandte. Sie vermieden es aber wohl, den baumlangen Menschen mit den gebräunten, jehningen Armen, dessen heftige Gemütsart durch den übermäßigen Genuß von geistigen Getränken noch erregbarer geworden war, durch irgend eine Bemerkung zu reizen. Ein- oder zweimal hatte man versucht, ihm in milder Weise ein

wohlmeinendes Wort zu sagen; da hatten sich jedoch seine Fäuste so drohend geballt, seine Augenbrauen so finster zusammengezogen, und er hatte so barsch die Frage gestellt, ob sie vor ihren eigenen Türen nichts zu lehren hätten, daß man den wohlgemeinten Versuch nicht wiederholte. Selbstverständlich war Martin Lader schon lange in keine Kirche mehr gegangen, hatte seit Jahr und Tag keine heilige Messe gehört und jetzt zum viertenmal auch zur Osterzeit sich dem Tisch des Herrn nicht mehr genahet. So war es gekommen, daß die Leidenschaft von Tag zu Tag ihr Opfer fester umstrickte. Jetzt war der Mann so tief gefallen, daß man mit Recht zweifeln konnte, ob es überhaupt jemals besser werden würde. Rasch ging es dem Abgrunde zu. Sein Schritt wurde täglich schwankender und unstäter, seine Hand zitternder, sein Auge trüber, seine Sprache roher und eines Menschen unwürdiger.

Wer hätte das von dem Kinde geahnt, auf dessen Lockenkopf einst voll Hoffnung und Vertrauen die segnende Hand einer sterbenden Mutter geruht hatte? Von dem fröhlichen, talentvollen Knaben, da-

mals die Freude und der Stolz seiner wackern Lehrer? Von dem prächtigen jungen Manne, dem soliden und seiner vorzüglichen Arbeit wegen gesuchten Schreinermeister, welcher Herz und Hand der ebenso schönen als tugendhaften Marie Hiller gewann und das herrliche Mädchen vom Brautaltare stolz in sein eigenes, schuldenfreies Heim führte?

Und jetzt —! Doch wir werden ja hören!

Es war zwei Tage vor dem heiligen Christfest. Der Winter hatte mit aller Schärfe sein eisiges Regiment begonnen. Die Straßen der Fabrikstadt, in welcher

bitter — nicht laut, daß die Kinder es gehört hätten; aber Gott im Himmel hörte es. Düstere, verzweiflungsvolle Gedanken hatten das arme Weib schon oft beschlichen, und auch jetzt schnitt der Anblick der Kinder wie ein scharfes Schwert durch ihr Mutterherz. Wie und wann sollte dies Elend enden? Ja, wer ihr das an ihrem Brauttag vor zehn Jahren prophezeit hätte!

Man klopfte an die Türe; das weckte die arme Frau aus ihren trüben Träumereien. „Geschwind, Martha“, sagt sie zu dem Mädchen, „schau, wer es ist.“

Das Kind öffnete die Türe und warf



Swazi-Familie, Südafrika (Mariannhill Mission)

Martin Lader wohnte, lagen mit Schnee bedeckt.

Am Fenster einer kleinen, ärmlich eingerichteten Dachkammer saß ein Weib, eifrig mit Nähen beschäftigt, und suchte das rasch hinschwindende Tageslicht nach Möglichkeit auszunützen.

Eine Wiege mit einem kleinen Kinde hatte man so nahe als möglich an das schwach glimmende Herdfeuer gerückt, während ein zweites Kind, ein schöner Knabe, mit einigem zerbrochenen Spielzeug zu den Füßen der Mutter saß und mitunter schmerzlich hustend den Lockenkopf an ihre Knie schmiegte. Martha, das älteste Mädchen, sang dem Wiegenkinde ein Liedchen, und das unschuldige Wesen lachte und patzte vor Freuden mit den kleinen Händchen auf die ärmliche Decke. Die Mutter freilich seufzte

sich mit einem Freudenschrei dem Besuche in die Arme. „O Sante Anna, wie herrlich, daß Ihr zu uns kommt!“

Frau Lader schaute auf und rief ebenfalls voll freudiger Überraschung: „Bist du es wirklich, Anna?“

„Wirklich und wahrhaftig“, sagte die sie, ihre Schwester herzlich umarmend. „Aber Marie, bist du krank gewesen? Wie siehst du aus? So bleich und abgehärmt! Man kennt dich ja nicht mehr. Und die Kinder ebenfalls; sie sehen nicht halb so gut aus wie vor einem Jahre.“

„Sie sind in der Tat nicht ganz wohl — wenigstens mein kleiner Hans hat einen schlimmen Husten. O, es wird sich schon wieder geben. Aber sieh einmal mein Kleines an, du hast es noch nie gesehen.“

„O, der liebe kleine Engel!“ rief Anna

Siller, Hut und Tuch ablegend und neben die Wiege hinführend. „Die schönen blauen, unschuldigen Auglein! Wem gleicht es?“

„Ich denke, dir“, sagte Frau Lader lächelnd. „Wir nannten es auch dir zu Ehren Anna. — Aber seit wann bist du denn zurück?“

„Erst seit heute Mittag. Meine Herrschaft erlaubte mir gerne, dich zu besuchen. Es ist ja auch so lange, daß wir uns nicht mehr sahen, und zudem meinte meine Dame, ich hätte dir etwas Wichtiges mitzuteilen.“

Ein lebhaftes Rot ergoß sich bei diesen letzten Worten über Annas hübsches Antlitz. Frau Lader schaute ihre Schwester prüfend an und konnte sich nicht verhehlen, daß diese zu einer schönen Jungfrau herangeblüht sei, der die einfache, aber sehr geschmackvolle Kleidung trefflich stand.

„Ei, Anna, du bist doch nicht verlobt?“ fragte die Schwester, das Erröten ganz richtig deutend.

„Verlobt und in vierzehn Tagen soll Hochzeit sein! Nun, willst du mir denn nicht Glück wünschen? Ich dachte, du würdest dich mit mir freuen.“

„O — gewiß, ich hoffe, du wirst glücklich sein, meine Liebe; ja, von Herzen wünsche ich es“, antwortete die Schwester. „Aber die Ehe ist nun einmal eine Lotterie, Anna, und niemand kann mit Sicherheit sagen, ob er einen Gewinn oder eine Mißete zieht.“

„Ich denke, mir ist das große Los zugefallen.“

„So denkt jede Braut, und so habe auch ich einst gedacht, aber —“. Frau Lader hielt rasch inne und biß sich auf die Lippe. Es war das erste Mal, daß ein Vorwurf oder eine Klage wider ihren Mann von ihr ausgesprochen wurde, und gerne hätte sie die Andeutung zurückgenommen. Allein es war schon zu spät; die Schwester war aufgesprungen, hatte ihre Hände auf Marias Schultern gelegt und schaute ihr voll in die tränenfeuchten Augen.

„Um Gottes willen“, sagte sie; „sprich dich aus — ist Lader hart gegen dich? Aber nein, sage mir keine Silbe; ich weiß alles! Ich habe letztes Jahr, bevor ich mit meiner Herrschaft nach Frankreich reiste, einiges über deinen Mann munkeln hören und mußte es wohl glauben, als ich ihn einmal vollständig betrunken auf der Straße gesehen hatte. Du hast mir in deinen Briefen nie eine Andeutung gemacht, und ich brachte es nicht über mein Herz, dich zu fragen.“

Anna setzte sich auf einen Schemel, zog

die kleine Martha an sich und fragte: „Schlägt euch der Vater oft?“

„O nein Tante! Die Mutter läßt ihn nicht; aber dann schlägt er manchmal die Mutter“, klagte das Kind.

Anna entfuhr ein Ausruf der Entrüstung; sie faßte krampfhaft die Hand ihrer Schwester und setzte dann ihr Verhör fort: „Habt ihr immer genug zu essen, Martha?“

„Nicht immer“, sagte das Mädchen zögernd und mit einem furchtsamen Blick auf die Mutter. „Die Mutter kann jetzt nicht mehr so viel verdienen, seitdem der Vater die Nähmaschine verkauft hat. — O Mutter, liebe Mutter, weine nicht!“

Frau Lader konnte ihren Tränen nicht länger gebieten; schluchzend verbarg sie das Angesicht in ihren Händen und ließ ihrem Schmerze freien Lauf.

„Er hat die Nähmaschine verkauft!“ rief Anna. „Ist es so weit mit ihm gekommen! Und, was sehe ich?“ setzte sie nach einem prüfenden Blick auf die ärmliche Ausstattung der Dachkammer bei, „ihr habt ja fast gar kein Hausgeräth mehr! Hat er auch das alles verkauft?“

Schweigen war die einzige Antwort der Schwester. Da wollte Anna in herben Worten ihrer gerechten Entrüstung Luft machen; aber ein Blick auf das bittere Weh der Schwester hieß sie ihren Unmut bezwingen. Endlich hob die arme Frau die rotgeweinten Augen und sagte: „Die Sache läßt sich nun einmal nicht länger vertuschen, liebe Anna. Es ist schon lange her, daß sich mein Mann an das Trinken gewöhnte; aber erst in den letzten Monaten ist es so schlimm geworden. Als wir unser Haus verkaufen mußten und hierher zogen, sagte ich den Leuten, der Kaufpreis sei zu hoch gewesen und wir wohnten hier näher bei dem Möbelmagazin, in dessen Werkstätte Martin arbeitet. Früher verdiente er ein hübsches Geld mit den herrlichen Schatteln und ähnlichen Luxusgegenständen, die er in den freien Stunden zu Hause fertigte; er ist so überaus geschickt. Das hat nun aufgehört, seitdem er all seine Feierstunden in ‚Salomons Keller‘ und im ‚Letzten Stüber‘ zubringt. Auch ich verdiente mit Nähen manche Mark. Seitdem aber die Maschine fort ist, kann ich kaum mit etwas Flickarbeit einige Pfennige verdienen. Und doch wäre es so nötig; denn Lader gibt mir so gut wie nichts von seinem Lohne, und die Kinder leiden bitterem Hunger. Höre nur, wie der kleine Hans hustet! Das arme Kind ist nicht warm genug gekleidet — aber wo soll ich Kleider hernehmen? Jetzt geschwind, ich muß diese kleine Arbeit

heute noch fertig machen; sonst weiß ich nicht, was wir morgen und am hohen Christfest essen sollen! O es ist mir jetzt recht wohl, daß ich mein Herz einmal ausschütten konnte.“ Damit wischte sie sich die Augen und griff emsig zur Ta-
del. „Nicht wahr, Anna, du nimmst es mir nicht übel; ich muß jetzt arbeiten, so-
lange ich noch sehen kann.“

Anna stand auf, nahm Hut und Tuch, wisperte einige Worte der kleinen Mar-
tha zu und sagte dann laut: „Ich habe noch einen Auftrag zu besorgen; in einer halben Stunde wird es dämmern, dann werde ich wieder da sein. Auf Wieder-
sehen!“

Raum hatte die Tante die Kammer verlassen, als die kleine Martha das Herdfeuer ansachte und alle Kohlen welche in dem Becken vorrätig waren, darauf legte.

„Was tust du da, mein Kind?“ rief die Mutter. „Weißt du nicht, daß das unser ganzer Kohlenvorrat ist?“

„O ja“, sagte das Mädchen lächelnd; aber „Tante Anna gab mir den Auf-
trag, ein tüchtiges Feuer zu machen.“

„Sie wußte wohl nicht, daß wir so we-
nig Kohlen haben. Doch es ist jetzt schon zu spät“, seufzte die arme Frau.

„Warum ist die Tante fortgegangen?“ fragte der kleine Hans sein Schwester-
chen, und diese lispelte ihm ein paar Worte zu, die ein freudiges Lächeln über sein bleiches Gesichtchen zauberten. Frau Lader nähte rasch und schweigend weiter. Sie war zu sehr mit ihrem Glende be-
schäftigt, als daß der plötzliche Abschied der Schwester ihr aufgefallen wäre. In-
zwischen war Martha mit jener Umsicht und mit jenem frühreifen Verständnis, das man oft bei dem ältesten Kinde einer armen Familie antrifft, geschäftig, einen Wasserkessel auf das nun hell lodernde Feuer zu setzen, welches eine gemüthliche Wärme durch den Raum ausstrahlen begann.

Der frühe Winterabend brach herein. Als Frau Lader mit ihrer Arbeit das Fenster verließ, um sie bei dem dürftigen Scheine eines Öllämpchens zu vollenden, öffnete sich die Thür, und Anna erschien in Begleitung eines Burschen, der einen schweren Korb voll allerlei Düten und Pakete trug.

„Sind die Kohlen schon angekommen, Martha?“ fragte sie.

„Nein, aber da kommen sie.“ Wirklich erschien eben ein anderer Bursche keu-
chend unter einem schweren Sack Koh-
len auf der Treppe. „So, hierin damit, und da ist Euer Trinkgeld.“

Unter dem Jubel der Kinder und mit vielen muntern Bemerkungen begann

nun Anna, die Schätze ihres Korbes auszuframen. Der kleine Hans klatschte in die Hände und tanzte vor Freude umher, da sich vor seinen gierigen Augen aus all den Düten und Papieren immer mehr „gute Sachen“ heraus-
schälten. Anna wollte ihrer Schwester wenigstens auf eine Stunde die trauri-
gen Gedanken verscheuchen und den Kin-
dern einen fröhlichen Abend bereiten.

„Geschwind, Martha“, rief sie, „da ist ein Paket mit Kerzen. Stecke gleich eine an; denn dieses Öllämpchen ist keine ge-
nügende Beleuchtung, wenn man Gäste hat und ihnen ein feines Abendessen serviert. Und du, Marie, lege deine Ar-
beit gleich beiseite und bereite uns einen ausgezeichneten Tee, während Martha und ich die Gedecke legen.“

Ein klein wenig beschämt, aber doch noch viel mehr von der Güte ihrer Schwester gerührt und ob der Freude ihrer Kinder beglückt, trat Frau Lader an den Herd. Und nun begann eine so fröhliche Stunde, wie seit Jahr und Tag keine für die arme Familie auf der Dachkammer geschlagen. Tante Anna hatte nichts vergessen. Da war wohlduf-
tendes, frischgebackenes Brot, süße, gold-
gelbe Butter, Stücke kalten Bratens und Schinken, Tee, Kaffee, Milchextrakt. Die hungrigen Kinder hatten lange keine so vortreffliche und reichliche Mahlzeit mehr genossen. Nach dem Tee kam dann noch eine gute Anzahl anderer nützlicher Gegenstände zum Vorschein.

„Da schau, Martha, diese warmen Strümpfe sind für dich, und könntest du dem Mädchen wohl aus diesem Rest Zeug ein Röckchen machen, Marie? — Da ist eine wollene Jacke für Hans und ein Halstuch und aus der Apotheke eine vorzügliche Flasche gegen den Husten; unser kleiner Eduard braucht dasselbe Mittel.“

„Aber, beste Anna“, sagte Frau La-
der erröthend, „du hast ja ein ganzes Kapital für uns ausgegeben. Wie werde ich dir das jemals vergelten können?“

„Dadurch, daß du stets so glücklich aussiehst wie jetzt“, antwortete die Schwester lachend. „Du brauchst dich ü-
rigens der paar Pfennige wegen nicht im mindesten zu ängstigen. Ich habe die-
ser Tage meinen Jahreslohn und oben-
drein einen Hundertmarkschein erhalten, um damit meine Hochzeitskleider zu be-
streiten. Zudem habe ich mir ein hübsches Cümmchen erspart; man dient bei mei-
ner Dame nicht sieben Jahre, ohne ein schönes Stück Geld zurückzulegen, ver-
sichere ich dir. Sie ist so gut, und ich wür-
de sie um alles in der Welt nicht verlas-“

jen, wenn es nicht um seinetwillen wäre.“

„Dies sagte die Braut mit leuchtenden Augen. Marie erinnerte sich, daß sie in all ihrem Elend auch noch nicht einmal nach dem Namen des Bräutigams ihrer Schwester gefragt hatte. Sie machte also dieses Veräumnis rasch gut und forschte: „Du hast mir ja noch nicht einmal gesagt, wer dein zukünftiger Mann ist. Ist es jemand, den ich kenne?“

„Ja, aber du wirst ihn nicht erraten. — Was sagst du zu Herrn Jakob Roderich?“

„Herr Jakob Roderich!“ wiederholte die Schwester staunend. „Du scherzest wohl nur, Anna! Er ist der älteste Sohn unseres Arbeitgebers, und mein Mann sagt, er sei jetzt schon so gut wie das Haupt der ganzen großen Möbelfabrik, obgleich sein Vater noch lebt. Ist es wirklich dein Ernst, Anna?“

„Mein voller Ernst. Ich dachte mir wohl, du würdest staunen“, erwiderte das Mädchen lachend. „Und dein Staunen kann nicht größer sein als meines, da er um meine Hand warb. Die Sache kam so. Ich sah ihn öfter auf dem Schlosse: er kam seit einem Jahre immer in eigener Person, wenn etwas anzufertigen war. Aber obgleich er sich stets sehr freundlich gegen mich zeigte, kam mir nie der Gedanke, daß er es auf eine Heirat abgesehen habe — er, der angesehene, wohlhabende junge Mann, und ich, die einfache Kammerjungfer. Da kamen wir vor etwa zwei Monaten aus Frankreich zurück und wohnten auf dem Schlosse bei Hamburg. Graf Sternberg wollte sich hier einige Bibliotheksschränke machen lassen, wie er sie bei Roderich gesehen hatte. Er schrieb also an den Möbelfabrikanten, daß er jemand schicke, der das Maß dazu nehmen und die Zeichnung entwerfen könne. Der junge Roderich kam selber. Da hieß mich meine Dame ihm den Arbeitstisch in ihrem Boudoir zeigen, damit er einen gleichen verfertige, und bei dieser Gelegenheit sprach er sich aus, offen und ehrlich und mit wenig Worten, und seither bin ich glückliche Braut. — Aber jetzt habe ich meine Zeit mehr als verplaudert, und ich muß eilen. Meine Dame hat mir zwar heute freigegeben; allein ich weiß recht wohl, daß sie mich nur ungern vermisst.“

„Das glaube ich gern, Anna. Du bist wie der liebe, helle Sonnenschein. Gott und seine heiligen Engel mögen dich beschützen und schirmen, herzlichste Schwester!“

„Du bist wie die gute Fee im Märchenbuche, Tante Anna“, sagte Martha beim Abschiedskusse. „Du hast uns alle so glücklich gemacht!“

„Wenn mir nur das gelungen ist! Lebt wohl und auf baldiges Wiedersehen!“ und fort war die im Gefühle ihrer guten Tat doppelt glückliche Braut.

Der Trunkenbold

Schon lange schliefen die Kinder, ganz selig von der ungewohnten Freude, welche ihnen die gute Tante bereitet hatte. Frau Lader tat eben die letzten Stiche an ihrer Arbeit, als die Türe roh aufgestoßen wurde und ihr Mann hereinwankte. Marie schauderte beim Anblicke des Trunkenboldes unwillkürlich zusammen. Sie war freilich seit langem schon an die gräßliche Entstellung gewöhnt, mit welcher die Trunkenheit das menschliche Antlitz entweicht; aber nie hatte sie die Züge ihres Mannes so schauerlich verzerrt gesehen wie diesen Abend. Mit einem Fluche warf er sein Werkzeug in eine Ecke und sank, seiner nicht mächtig, auf den nächsten Stuhl. Da saß er sprachlos, die Arme hingen nieder, als ob sie einem Leichname angehörten, und die Augen glöhten stier vor sich hin. Dieser schreckliche, stiere Blick — er ging wie ein Messer durch das Herz des armen Weibes; dieser Blick in denselben blauen Augen, die einst wie heller Sonnenschein voll Fröhlichkeit und Teilnahme jede Mühe versüßten! War es möglich? Konnte die Leidenschaft sie so entstellen?

Einige Augenblicke wagte Frau Lader nicht, ihren Mann anzureden; endlich sagte sie zitternd: „Um Gottes willen, Martin, was hast du? Ist dir ein Unfall zugestoßen?“

„Ein Unfall — ja, es mag ihm schon ein Unfall zustoßen, und er wird es fühlen, das sage ich!“

„Wer? Von wem redest du?“

„Ich sage dir: sein Leben will ich haben! Abrechnen will ich mit ihm!“ Dabei erhob sich der Mann in furchtbarer Aufregung und ballte seine starken Fäuste. „Ja, morden will ich ihn, so wahr ich hier stehe! Ich will es, auf meinen Eid, ich will es!“

„Ach, Martin, Martin! Rede nicht so schrecklich“, flehte sein Weib. „Um Himmels willen, rede nicht so! Du weißt nicht, was du sagst, Martin; gewiß, du weißt es nicht, du bist müde und hast wieder getrunken —“

(Schluß folgt).